Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 41

Artikel: Das verlorene Lied [Schluss]

Autor: Diers, Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644961

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weise mit der Hochfrequenzbestrahlung die Radiumbehandlung kombiniert.

Zeileis hat in seinem Actinium oder Strahlenstab den besten Diagnosenstab der Welt erfunden, den er durch sein geniales Einfühlen und seine jahrzehntelange Praxis so zu handhaben versteht, daß er damit in einem Bruchteil von Sekunden Diagnosen stellt, die infolge ihrer Richtigkeit geradezu als Wunder erscheinen.

Und nun hat er der Welt noch seinen Kurzwellensender geschenkt, durch dessen Bestrahlung er glaubt, das sympathische Nervensystem günstig beeinflussen zu können.

Daher sind im Institut stets einige vorurteilsfreie graduierte Aerzte anwesend, die hier eine Lehrzeit durchmachen; denn Vater Zeileis hat ja seine Apparatur Nr. 1 dem Wohle der Menschheit freigegeben. Hingegen unterscheidet sich seine Methode von anderen Strahlenärzten dadurch, daß er statt der langen Bestrahlungszeit eine Behandlung von Sekunden gewählt hat, die dafür aber den Körper infolge ihrer Intensität weit mehr aufwühlen. Und wie reagiert nun der menschliche Körper auf diese Hochfrequenzbestrahlung von 600,000 Volt Spannung und einer Frequenz von 1—2 Millionen?

Ich stelle mir die Sache folgendermaßen vor: Durch den enormen Hagel der Elektronen auf die Organzellen bei der Durchströmung des Körpers mit dem hochgespannten Wechselstrom gehen einzelne Zellen zugrunde. Natürlich müssen zuerst die älteren, lebensschwachen Zellen solch einem Sturm von Elektronenhagel zum Opfer fallen. Der Tod einzelner Zellen wird nun nach einem alten, ewig jungen Naturgesetz überreichlich durch jungen Zellennachwuchs gedeckt. Durch die Reizung und Erschütterung werden auch die erschlafften Zellen wieder zur Aufnahme ihrer natürlichen Tätigkeit angeregt, was wieder die Hauttätigkeit und den Stoffwechsel günstig beeinflußt. In Gallspach wird also nicht eine bestimmte Krankheit geheilt, sondern der ganze Körper mit seiner ganzen Zellenwelt wird in Behandlung genommen. Ihm wird auch keine Ruhe gegönnt, denn täglich wird er dreimal in Abständen von zirka 3 Stunden immer wieder neu durch die elektrischen Strahlen aufgewühlt, sodaß er endlich reagieren muß, ob er will oder nicht. Im Gewöhnlichen werden innert 11 Tagen 30 Bestrahlungen verabfolgt, dann bekommt der Körper für zirka 8 Wochen Ruhe und wird hierauf wieder der gleichen revolutionierenden Behandlung unterworfen. Wenn nun nicht alle Lebenskraft der Zellen erstorben ist, so muß die Zeileisbehandlung zur Genesung oder wenigstens zur Besserung führen. Also nicht Zeileis heilt, sondern die erschlaffte und erkrankte Natur muß sich selbst heilen. Es gibt Kranke, die eine viel längere Bestrahlungsserie ertragen können als nur 30 Bestrahlungen. Dies alles entscheiden Valentin Zeileis und die Aerzte. Bei chronischen Leiden kommt es auch vor, daß die erschlafften Zellen im Körper erst nach der zweiten oder sogar erst nach der dritten Behandlungsserie anfangen zu reagieren, indem das Leiden wieder akut wird. Doch dann schmunzelt Zeileis, denn er weiß, daß hierauf die Heilreaktion eintreten muß.

In Gallspach sind Blinde sehend geworden, Taube haben wieder gehört, Stumme konnten wieder reden und Gelähmte haben wieder gehen gelernt, nicht zu reden von den Heilungen der vielen inneren Krankheiten. Doch braucht es Mut und Ausdauer zu dieser gründlichen Heilbehandlung. Man soll und darf nicht auf halbem Wege stehen bleiben, auch kann man sie unterstützen durch eine gesunde, vernünftige Lebensweise, und ich möchte mit dem innigen Wunsche schließen, daß die ärztliche Wissenschaft diese Heilstrahlentherapie aufnehme und studiere, sie weiter ausbilde und sie anwende zum Heile der Menschheit; denn diese Strahlen, die der Techniker Tesla im Jahre 1890 entdeckte, wurden ja schon im Jahre 1900 von dem französischen Arzt d'Arsonval erkannt und angewandt. Leider fand damals diese Heilstrahlentherapie keine Beachtung, da zur selben Zeit der deutsche Professor Röntgen seine nach ihm benannten Strahlen entdeckte, die dann von der Wissenschaft aufgenommen, studiert und angewandt wurden. Die Wissenschaft sollte großzügig genug sein, die Arbeit, die der Laie Valentin Zeileis auf dem Gebiete der Hochfrequenzstrahlen geleistet hat, anzuerkennen, sie zu studieren und sie selbst auch anzuwenden. So wäre die leidende Menschheit nicht mehr genötigt, die lange Reise nach Gallspach zu unternehmen, sondern könnte sich an Ort und Stelle behandeln und heilen lassen. R. Zurbuchen.

Das verlorene Lied.

Von Marie Diers. 3

(Schluß.)

Da geriet eine unendliche Bitterkeit über Mutter Wolters Herz. Gedanken und Gefühle, die ihr früher nie gekommen waren, flogen ihr ins Gehirn und nisteten sich da ein. Sie saß draußen im Hof auf einer umgestülpten Bütte und sah mit hartem, höhnischem Grinsen hinter der Schwiegertochter her, wenn sie durch die Wirtschaft ging.

Was war die? Was waren alle vier, die die Jungens herangeholt hatten, die alle „Frau Wolter" hießen und gingen und sich spreizten und vor der Alten wunders wie groß taten? Was hatten sie denn getan in ihrem Leben? Was hatten sie geleistet? Was konnten sie aufzeigen?

Waren etwa zu ihnen die Menschen gekommen wie zu großen, gewaltigen Leuten? Waren für sie Kutschen ins Dorf gefahren, und hatten die vornehmsten Herrschaften sich gedrängt, daß es einen erbarmen konnte?

Hatten sie auch nur ein halbes Lot Verstand und Klugheit in ihren Köpfen? Dumm waren sie wie ausgedroschenes Stroh, klein und nichts. Wie Dienstmägde so klein. Wenn die Söhne sie nicht geheiratet hätten, da wären sie die Frauen von Tagelöhnern geworden.

Was war denn ihre ganze Herrlichkeit? Die hatte sie ihnen verschafft! Ihr Geld war's, von dem sie alle lebten. Wenn sie jetzt aufs Gericht fuhr und ihr Geld zurückforderte, dann liegt ihr allesamt auf der Straße, nackt und bloß. Ich tu's auch noch einmal. Was kriege ich dafür, daß ich euch dulde und schone?

Da saß sie auf ihrer Bütte, grau geworden unvermerkt in den letzten Jahren und Monaten, herb und böse, mit eingekniffenem Mund und harten Falten. Wenn die Schwiegertöchter herankamen, mit ihr zu sprechen, erhielten sie gar keine Antwort, nur verächtliche Blicke, oder ein scharfes Wort fuhr ihnen wie ein wilder Vogel ins Gesicht und hackte nach ihren Augen.

Da vergaß jeder und jede im Dorf, und die Schwiegertöchter zu allererst, daß diese Frau einmal der Stolz und Ruhm des ganzen Dorfes gewesen war.

*

Einmal, eine ganze Zeitlang, ging Wiete Wolter mit dem Gedanken um, ihre Doktorei wieder anzufangen. Dann kamen wieder die Kutschen, dann rauschten wieder die Schleppen, und die Goldstücke rollten, dann war wieder aller Ruhm um sie her wie ein goldener Mantel. Und die Schwiegertöchter? Hihihi —

Die Schwiegertöchter konnten sich nur in ihre Schweinekoben verstecken, diese Nichtse —

Aber — aber — da war etwas, das stand dagegen, darüber kam sie nicht weg. Nicht weg — Ein Grauen davor, ein Gruſel, ein Gefühl, als ginge sie lieber zum Ziehbrunnen und spränge da hinunter, als das wieder anfangen. Und ein seltsames Gefühl im Kopf, als wäre da etwas weg, was da gewesen war. Als könne sie nicht mehr, als sei ihr das alles auf Stumpf und Stiel gleichgültig geworden. Als sei das überhaupt eine Fremde, gar nicht sie selber, die das damals gemacht habe.

Aber etwas lebte doch in ihr, etwas lockte sie doch — ach, etwas lockte sie so sehr, daß sie oft beinah alles vergessen hätte und aufgesprungen wäre von ihrer Bütte und hingelaufen zum Stall, wenn etwa dort eine Kuh beim Kalben war, oder hinauf zum Acker, wenn der dampfende Dung zum Hof hinausfuhr und Frühlingslüfte wehten.

Damals, damals hatte sie mit den Kühen pflügen müssen oder sich fremde Pferde borgen. Hätte sie nur einen Tag solche gehabt, wie Wilhelms Füchse! Ach nein, könnte sie nur einen Tag jetzt wieder zurück in die damalige Zeit, als sie mit ihren Kühen pflügte!

*

Ihre glänzende Zeit versank immer mehr. Trotz und Hochmut versanken mit. Ach, wo so gar keine Nahrung fließt, da verdorrt ja auch der prächtigste Baum. Was da am Sonntag auf der Bütte saß, das war nur noch eine alte, unnütze, grämliche Frau. Und die Jahreszeiten verstrichen.

Stand, als es wieder Frühling wurde, Jens, ihr Jüngster, der ihren kleinen Hausstand versorgte und bei Wilhelm drüben als Knecht half, im Sonnenschein vor ihr. „Mudding, ick heff di wat to seggen. Ick mücht nu jo ook woll giern heuraten."

Sagt sie nichts, nicht Piep, nicht Pap. Schiebt die Unterlippe vor. Was geht's mich an? steht geschrieben über ihrem gebückten Nacken, über ihrem graustruppigen alten Kopf. Aber der Jung sagt: „Mudding, ick heff mi wat utdacht." Und er setzte sich zu ihr und ist sonst der Wortkargste von allen, aber jetzt geht sein Redewerk.

Er hat ja kein Geld. Ihn, den Kleinsten, haben die großen Brüder nie herangelassen an den Tischkasten. Und sie, seine „Sie", die hat auch keins. Mieke Möller ist's, die Tochter vom Nachtwächter. Aber wenn man den alten Hof von Wilhelms neuem trennt, können sie am Ende drauf leben. Man muß sich nur auseinander rechnen, und Wilhelm sei's nicht abgeneigt. Aber zum Pferd lange es nicht, man müsse eben mit Kühen pflügen.

„Mit Keuh —"

Die Alte hat sich nicht gerührt, was geht sie's an. Noch eine Schwiegertochter mehr. Noch eine mehr von dem Gelichter, von den Nichtsen. Da kommt ein Wort. Das holt etwas heraus. Das ist, als wenn man in der kalten Kammer eine Tür aufstößt nach draußen, nach dem Feldwind, der warm über die Lande geht —

„Mit Keuh —" sagt sie.

Sie schüttelt den Kopf. Der ist so schwer und tot wie Stein. Da kommen zwei Tropfen aus dem Stein, die rollen das alte böse Gesicht herab, fallen in den gekrümmten Schoß.

„Mit Keuh —"

*

Dann ist mehrere Jahre danach eine Sommernacht gewesen, da hat sie alle ihre alte, verschüttete Weisheit und Klugheit wieder mit den Nägeln herauskratzen wollen, um damit den kleinen, den ganz kleinen Johann, ihres Jens Jungen, dem Tode abzujagen. Und hat's nicht gekonnt. Hat Kräuter und Pflaster geholt und ist gehumpelt hin und her und hat geweint, geflucht und gebetet, aber ihre Kraft und Klugheit war hin und vergangen.

Aber die Mieke Möller, das Nachtwächterskind, mit blonden Zöpfen, des kleinen Kindes blutjunge Mutter, die hat das Sterbenskranke in ihren Armen herumgetragen die ganze, lange Nacht, hat's an ihrem Herzen gewärmt und mit ihrer Liebe umhüllt. Und die Alte hat dabeigestanden, und mit einem Male ist ihr's aufgegangen wie ein Licht, und sie hat gedacht! So ist's recht! Sie schafft's! Das ist die rechte Art.

Und wie die Sonne heraufkam, da hat sie mit heiserer, schleppender alter Stimme plötzlich eines ihrer Schullieder angefangen zu singen, und so schlecht es klang, der Jens und die Mieke haben die Melodie erkannt, und Jens dachte wohl, er sei wieder ein kleiner Junge und im Walde zur Beerenzeit, und Mutter kommt soeben durchs Dickicht mit dem Mittagstopf im geknoteten Tuch. Da riß er das Lied an sich und sang es laut, und Mieke mit dem Kind am Herzen stimmte ein. Da sangen sie alle drei der Sonne entgegen, und in die Stube kam plötzlich ein Leuchten, alle die alten Stühle und der lange Tisch und die Fensterbank und das Schapp und der Ofen nickten und blickten, denn so hatte es vor zwanzig Jahren und mehr hier immer gesungen und geklungen.

Auf dem Stirnchen des kleinen Johann perlten die ersten verheißungsvollen Schweißtröpflein. Und es sollten nicht seine letzten bleiben, denn auch er würde neben den stolzen Rossen seines Oheims noch manch liebes Mal mit Kühen pflügen müssen. Und daß er dabei das Singen lernte, dafür sorgten sie schon, der Jens und die Mieke und die alte Wiete Wolter.

Herbstlich sonnige Tage.

Von Emanuel Geibel.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die atmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun,
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit' ich im Tale,
In den Bergen, am Bach
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimnis verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus,
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muse es aus.